Strassenmagazin Nr. 457
23. Aug. bis 5. Sep. 2019

CHF 6.– davon gehen **CHF 3.–** an die Verkaufenden

Bitte kaufen Sie nur bei Verkaufenden mit offiziellem Verkaufspass

SURPRISE

Wohnen

Räume und Träume

Seite 8

Ich wohne, also bin ich

Wohnen Wohnraum ist teuer in der Schweiz. Wer nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern auch nach seinen Überzeugungen leben will, muss sich etwas einfallen lassen. Fünf Hausbesuche.

TEXT **MANUELA DONATI** FOTOS **CHRISTINE BENZ**

Platz zum Leben, zum Atmen, zum Sein für die beiden alleinerziehenden Mütter Nanette Wälti und Katharina Fechner mit ihren insgesamt fünf Kindern zwischen fünfzehn und vier.

Wohnen ist ein Menschenrecht – die eigenen vier Wände bieten die Möglichkeit zum Rückzug und bilden das Fundament für Lebensqualität. Doch Wohnen ist auch ein Kostenfaktor. Und weil der finanzielle Druck für viele immer grösser wird, haben sich neue Wohnformen entwickelt, die das Zusammenleben und das gemeinschaftliche Nutzen von Ressourcen stärker gewichten. Die eigenen vier Wände sind auch ein Spiegelbild ihrer Bewohner. Wie sich jemand einrichtet, ob er oder sie viel oder wenig Platz braucht und mit wem man den Wohnraum teilt – das alles sagt viel aus über eine Person. In der Schweiz lebt jede sechste Person allein, am höchsten ist die Zahl der Einzelhaushalte in Städten wie Genf und Zürich, wie eine Studie des Bundesamts für Statistik Ende 2017 ergeben hat. Und die Schweizerinnen und Schweizer leben nicht nur gerne allein, sie brauchen auch immer mehr Platz: Während in den Achtzigerjahren jede Person durchschnittlich 34 Quadratmeter beanspruchte, sind es heute 46 Quadratmeter.

Doch allein in einem grossen Loft mitten in der Stadt zu wohnen, entspricht nicht für alle dem Ideal. Andere, neue Formen des Zusammenlebens gewinnen an Bedeutung: Generationenhäuser, Gross-Wohngemeinschaften oder Tiny Houses mit wenig Wohnraum. Unter Millennials leben und arbeiten einige sogar ganz ohne festen Wohnsitz. Diese Konstellationen sind bewusst gewählt, etwa um weniger Wohnraum zu verbrauchen und dafür etwas zurückzubekommen: Gemeinschaft, Nähe, Unterstützung. Oft spielen bei solchen Modellen auch ökonomische Faktoren mit: Wer den Wohnraum teilt, kann auch die Kosten teilen. Wer auf wenig Raum oder immer unterwegs lebt, reduziert seinen Besitz zwangsläufig.

«Es ist eine bewusst gewählte Lebensform, kein fauler Kompromiss.»

KATHARINA FECHNER (LINKS)

Andere handeln mehr aus der Not heraus: Denn gerade in den Städten wird das Wohnen immer teurer – für junge Familien, Geringverdiener, Alleinerziehende, Unterstützungsbedürftige ist ein bezahlbares Zuhause existenziell. Abgesehen von dem finanziellen Druck sind bei diesen Konstellationen auch Selbstbestimmung und Gemeinschaftssinn, Nähe und Unterstützung wichtiger als materielle Statussymbole wie eine grosse Wohnung oder eine luxuriöse Küchenausstattung.

Die Bewohnerinnen und Bewohner von fünf sehr unterschiedlichen Wohnformen haben uns ihre Türen geöffnet und erzählt, was ihre Lebensform ihnen bedeutet.

Das Wohn-Experiment

Wie das Zusammenleben von zwei Müttern, fünf Kindern, zwei Katzen und einer riesigen Stoffgiraffe unter einem Dach funktioniert.

Viele Schuhe, bunte Gummistiefel und Turnschuhe, daneben Spiel- und Sportsachen, an Kleiderhaken Jacken in verschiedenen Grössen. Der Eingangsbereich zu dem grossen Haus in einem ruhigen Berner Aussenquartier ist der erste Hinweis: Hier wird gelebt. Das sieht man auch am grossen Esstisch, der das Herzstück des gesamten dritten und obersten Stockes ist, am Whiteboard mit Abmachungen, farbigen Kindernamen und den dazu-

gehörigen Ämtli und an der grossen Stoffgiraffe, die herumsteht. Die grossen Fenster in den hohen Räumen zeigen: Hier hat jeder Platz. Zum Leben, zum Atmen, zum Sein.

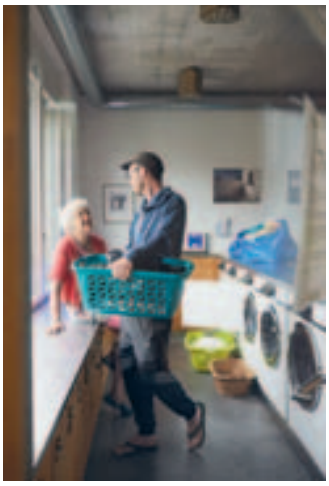
Unter diesem Dach leben seit gut einem Jahr zwei einst fremde Familien und wachsen langsam zusammen. Ob sie sich «WG» oder «Familie» nennen wollen, darüber sind sie sich noch nicht ganz einig. Wichtiger als die Begrifflichkeiten ist der gut eingespielte und funktionierende Alltag. Hauptmieterin ist Nanette Wälti, mit Sohn Milan und den achtjährigen Töchtern Angelina und Yolanda bildet sie die eine Hälfte der Familien-Wohngemeinschaft. Die zweite Familie besteht aus Katharina Fechner mit ihren vierjährigen Zwillingen Koko und Elinya. Beide Mütter haben trotz fünfzehn Jahren Altersunterschied eine ähnliche Vorstellung von Gemeinschaft und Zusammenleben. Lange schon hatten sie unabhängig voneinander die Idee im Hinterkopf, den Kontext von Familie zu öffnen. Was das Wohnen angeht, aber auch die Aufgabenteilung. Das Ziel: ein Gemeinschaftsleben zu gestalten, das alle Mitglieder entlastet und doch verbindet. Eine grosse Rolle spielt dabei die Solidarität, die gegenseitige Unterstützung. «Uns verband der Wunsch, dem Leben als Single-Mutter einen neue Perspektive zu geben. Zu teilen, um individuell Entlastung zu erfahren», erklärt die 36-jährige Katharina Fechner.

Eine weitere Gemeinsamkeit: Beide sind Mütter von Zwillingsmädchen. Darüber lernten sie sich auch kennen. Katharina Fechner freute sich, dass Nanette Wälti nicht wie viele andere in Entzückungsrufe ausbrach, als sie mit ihren Zwillingen an der Aare spazieren ging, sondern sie auf einer «ehrlicheren Ebene» ansprach. «Na, ist hart, oder?», war der Kommentar von Nanette Wälti, die weiss, wie anstrengend die ersten Jahre mit Zwillingen sind.

«Ich bin sehr gesellig, brauche aber eine Rückzugsmöglichkeit.»

MADELEINE HIRSCH JEMMA

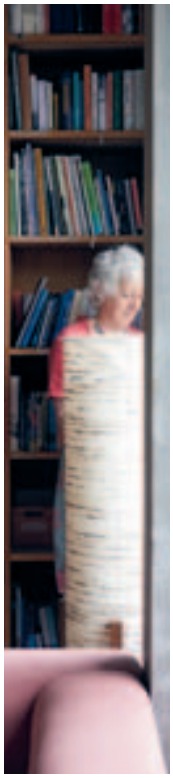
Nach vielen Gesprächen wurde die Idee einer Familien-Wohngemeinschaft plötzlich konkret. Zwar hätten auch finanzielle Gründe eine Rolle gespielt, doch wichtiger sei die Lust am Modell gewesen, sagt Nanette Wälti. Natürlich: Die Vorstellung, sich drei neue Bewohnerinnen ins Haus zu holen, löste bei der 51-Jährigen erst auch die Befürchtung aus, sich einschränken zu müssen. Doch: «Das Gegenteil ist passiert. Trotz drei zusätzlichen Menschen habe ich jetzt mehr emotionalen Raum, also mehr Ruhe, mehr Platz für mich und meine Bedürfnisse. Damit habe ich nicht gerechnet.» Der Unterschied liege vor allem in der Art der Kommunikation, am gegenseitigen Anteilnehmen am Leben der anderen. «Es ist eine bewusst gewählte Lebensform, kein fauler Kompromiss», ergänzt Katharina Fechner.



Die gemeinsamen Erfahrungen und Vorstellungen bilden das Fundament für das Gemeinschaftsleben. So ist die jeweils andere wohl eine Partnerin, aber kein Gegenpol, und sie führen auch keine Liebesbeziehung. Das schaffe Raum, sagt Nanette Wälti. «Es gibt Sachen, die wir teilen und abmachen, und dann gibt es Ebenen, die die andere nichts angehen.» Daneben hätten beide ihre unabhängigen Leben. «Das ist unser Erfolgsgeheimnis.» Zentral in der Alltagsgestaltung war die Frage, wie sie sich das

Leben so schön wie möglich machen könnten, erzählt Katharina Fechner. So verbringen alle drei Abende gemeinsam zuhause, zwei Abende in der Woche sind die Kinder bei ihren Vätern, die je auch fünfzig Prozent der Betreuungszeit leisten. «Wir haben das Kochen aufgeteilt, jede Mutter kocht an zwei Abenden für sieben Nasen», sagt sie. Der fünfzehnjährige Milan übernimmt ebenfalls an einem Abend den Kochdienst, ist fast mehr dritter WG-Partner als Kind. Dadurch hat die Familien-Wohngemeinschaft viele Facetten: Von Full House mit fünf Kindern bis zur ruhigen Erwachsenen-WG. «Dann begegnen wir uns einfach als Frauen, nicht als Mütter.»

Die Vorzüge der WG wirken sich auch auf die fünf Kinder aus: Die älteren Zwillinge fühlen sich als Lehrerinnen der Kleineren. Und dazwischen Milan, als Bindeglied zwischen Kindern und Erwachsenen, der von allen vier Mädchen angehimmelt wird, wie beide Mütter lachend erzählen. Grosse Streite habe es bisher keine gegeben. Es sei denn, es geht um den Anspruch auf die grosse Stoffgiraffe. Als Wohnungs-Maskottchen erstanden, wird sie regelmässig zum Kuscheln und Spielen ausgeliehen. Deshalb steht sie jetzt, für alle gut sichtbar, in der Wohnküche.



Acht Ecken, 44,5 Quadratmeter, 260 Mitbewohner: Madeleine Hirsch Jemma in ihrem Cluster in der Zürcher Genossenschaftssiedlung Kalkbreite.

Das Dorf in der Stadt gefunden

Madeleine Hirsch Jemma lebt in einer Cluster-Wohnung. In der Gross-WG kann die 67-Jährige gemeinschaftliches und individuelles Wohnen verbinden.

«Auweia.» Das denkt Madeleine Hirsch Jemma, als sie sich beim Einzug in ihrer neuen, noch leeren Wohnung umsieht. Klein ist sie, die Wände aus unverputztem Beton, grosse Fenster öffnen den Blick über die Badenerstrasse hinweg bis zum Züriberg hinauf. «Meine Champs-Élysées», wird sie später liebevoll über ihre Aussicht sagen und erzählen, wie gerne sie die Wetterwechsel beobachtet und das Ankommen und Wegfahren der Trams unter ihr. Sie wird die 44,5 Quadratmeter mit ihren Lieblingsmöbeln und einem wandgrossen Kleiderschrank aus zweiter Hand füllen, mit Stücken wie der von einem lieben Menschen selbstgemachten Holzkugel, mit farbigen Wolldecken, getrockneten Blumen und Federn Gemütlichkeit schaffen. Aber in diesem Moment vor fünf Jahren ist das alles noch nicht da. Da ist nur diese Leere in achteckiger Form, die Fragen aufwirft: Habe ich etwa einen Seich gemacht? Doch für diese Gedanken ist keine Zeit mehr, ihre alte Zweieinhalbzimmer-Wohnung mit Balkon, Estrich und Keller hat einen neuen Mieter gefunden, viele Möbel und Kleider hat sie weitergegeben oder entsorgt.

Ein bisschen sperrig und unpassend zum Rest des Quartiers, so steht der Genossenschaftsbau an der Tramhaltestelle Kalkbreite mitten im Zürcher Kreis 4. In den unterschiedlichsten Wohnformen – Wohngemeinschaften, Familien- und Clusterwohnungen – leben 260 Menschen, im Erdgeschoss haben sich Restaurants, Läden und ein Kino eingemietet. Madeleine Hirsch Jemma, eine stille Frau mit warmem Blick, scheint nicht so recht zu diesem Klotz zu passen. Vor über dreissig Jahren zog sie nach Zürich, der weiche Berner Dialekt ist immer noch zu hören. Sie war Lehrerin, führte ein Umweltberatungsbüro und war danach in der Entwicklungszusammenarbeit. Finanziell sei sie nie auf

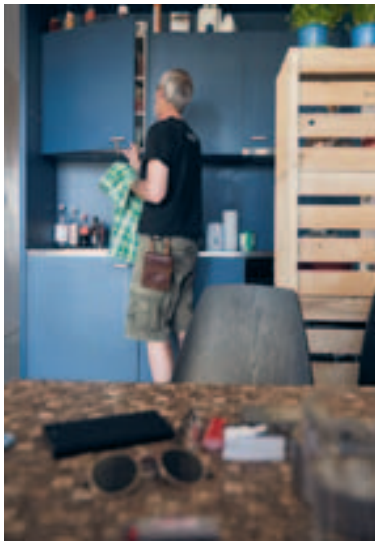
Rosen gebettet gewesen. Während es in ihrem Umfeld immer mehr zum guten Ton gehörte, sich ein Eigenheim zu kaufen, wohnte sie weiterhin «eher studentisch», zuletzt in einer unsanierten Altbauwohnung. «Und jetzt gilt es als hip, wie ich lebe», sagt sie halb sinnierend, halb belustigt. Sie sei angekommen, sagt sie fünf Jahre nach den ersten Zweifeln. Ein Grund für den Umzug war die Suche nach Verbundenheit. Als ihre Eltern älter und unmobiler wurden, habe sie gemerkt, wie wichtig die Gemeinschaft sei, wie wertvoll die Möglichkeit, gemeinsam zu essen. Mit ihrem Cluster hat sie eine Form gewählt, die es ihr ermöglicht, gemeinschaftliches und individuelles Wohnen zu verbinden. Denn die Cluster-Wohnungen der Kalkbreite sind für Menschen konzipiert, die nicht alleine wohnen möchten und dennoch Privatsphäre wünschen. So bieten die Cluster-Studios einen eigenen privaten Raum, beim Wunsch nach Geselligkeit kann das gemeinsame Wohnzimmer oder die Grossküche genutzt werden. Konkret bedeutet das: mehr Privatsphäre als in einer WG, mehr Gemeinsamkeit als im herkömmlichen nachbarschaftlichen Umgang. Die ideale Wohnform für Madeleine Hirsch Jemma: «Ich bin sehr gesellig, brauche aber eine Rückzugsmöglichkeit.»

Diese Rückzugsmöglichkeiten gilt es auszuloten, die Frage nach dem Anfang des privaten und dem Ende des gemeinschaftlichen Raums muss immer wieder neu verhandelt werden. Das hat bei 260 Bewohnern verteilt auf 95 Wohneinheiten eine andere Dimension als bei einem Mehrfamilienhaus oder Wohnblock. Hinzu kommt die Abgrenzung zur Öffentlichkeit – gerade in einer leicht zugänglichen Grossüberbauung mit öffentlichem Park und mitten in einem lebhaften Quartier sind solche Grenzen nicht einfach zu ziehen. Madeleine Hirsch Jemma sieht dies als «Möglichkeit, sich neuen Situationen auszusetzen und den Dialog zu suchen». Denn sie hat in der Genossenschaft Kalkbreite «ein Dorf in der Stadt» gefunden, schätzt den nachbarschaftlichen Kontakt und die neue Inspiration, die sie durch die Grossgemeinschaft erhält. So hat sie, die in jungen Jahren nie nähen wollte, um nicht in die typische Frauenrolle gedrängt zu werden, im gemeinschaftlich genutzten Textilatelier ihre Leidenschaft für das Textilhandwerk entdeckt; durch den Hinweis eines Nachbarn beim Senioren-Theater angeklopft; und Delina gefunden, ihre «Kalki-Grosstochter». «Hier habe ich das Gefühl, ich gebe in einen grossen Topf rein», sagt Madeleine Hirsch Jemma. «Und bekomme von anderen, was ich brauche, mit vielen schönen Überraschungen.»

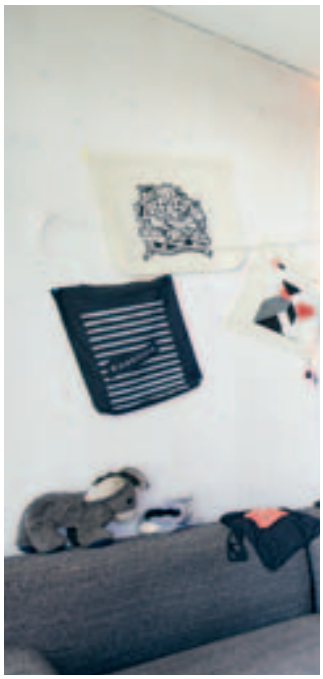
Nie mehr der Störende

Roger Meier lebte 22 Jahre auf der Strasse.
Für den Surprise-Stadtführer ist es nicht nur einfach,
wieder seine eigenen vier Wände zu haben.

Dass er auf seinem Herd ein Spiegelei braten kann, wenn ihm danach ist. Dass es im Winter nicht kalt ist, wenn er in der Nacht aufs WC muss. Dass er Gäste empfangen und ihnen dann um 22 Uhr sagen kann, er sei jetzt müde, er bitte sie zu gehen. Es fällt Roger Meier nicht schwer, aufzuzählen, was er an seiner Wohnung schätzt. Und, für ihn am wichtigsten: «Ich muss jetzt nirgends mehr ein fremder Fötzel sein. Wenn ich zu jemandem gehe, bin ich der Gast, nicht der Störende, der auf der Couch übernachten oder die Dusche benutzen darf.»



Noch immer schläft er nie länger als zwei Stunden am Stück, eine Angewohnheit von der Gasse: Roger Meier in seiner ersten Wohnung nach 22 Jahren Obdachlosigkeit.



Roger Meier wohnt in einem ehemaligen Schiffscontainer in der Nähe des Berner Europaplatzes, die Wohnung gehört zum Angebot von WohnenBern, der grössten Wohninstitution in der Hauptstadt. 33 Quadratmeter, Balkon, Kochnische und Nasszelle inklusive, das ist seit letztem November Meiers Zuhause. Für Miete und Nebenkosten zahlt er 780 Franken im Monat, finanzielle Unterstützung erhält er von der Sozialhilfe.

«Röschu», wie der 58-Jährige von allen genannt wird, war lange ein versteckter Obdachloser. Einer, der einem geregelten Alltag nachging und trotzdem kein Dach über dem Kopf hatte. Obdachlose seien dreckig und würden am Boden sitzen, so laute das gesellschaftliche Vorurteil. «Aber steht jemand in sauberen Kleidern und einer Zehnernote im Hosensack vor dir, dann denkt niemand, dass dieser Mensch obdachlos sein kann», weiss Meier. Mit Unterbrüchen lebte er fast 22 Jahre lang auf der Strasse. Und verdiente doch immer genug Geld, um es seinen drei Kindern an nichts fehlen zu lassen. Auch wenn er sich alles vom Mund absparte, gegen aussen habe er stets einen gewissen Lebensstandard aufrechterhalten. «Es war kein einfaches Leben. Aber für mich war es so einfacher, weil ich niemandem etwas schuldig sein musste. Ich konnte machen, was ich wollte.» Dabei half ihm beruflicher Ehrgeiz: Er arbeitete in verschiedenen Funktionen auf dem Bau, kümmerte sich als Streetworker um Süchtige in der Berner Drogenszene. Seit anderthalb Jahren führt er als Surprise-Stadtführer die Besucher des Sozialen Stadtrundgangs durch Bern.

«Ich bin schon oft in meinem Leben umgefallen, aber immer wieder aufgestanden.»

ROGER MEIER

Roger Meier kennt die Schattenseiten des Lebens. Er hatte eine schwierige Kindheit und floh noch während seiner Müller-Lehre vor seinem gewalttätigen Pflegevater auf die Strasse. «Ich bin schon oft in meinem Leben umgefallen», sagt er rückblickend. «Aber ich bin immer wieder aufgestanden.» Pragmatismus half ihm dabei. «Das Gute sind Erinnerungen, das Schlechte sind Erfahrungen»: Darunter verbucht er die Fremdplatzierung seiner Kinder und einen Arbeitsunfall, durch den er nicht mehr Vollzeit arbeiten kann.

Wie ist es für einen wie ihn, wieder eigene vier Wände zu haben? Für einen, der jahrelang sein ganzes Hab und Gut in einer blauen Tonne als mobilen Kleiderschrank verstaute, der schon so oft draussen übernachtet hat, dass er anhand der Tiergeräusche erkennt, wie nahe sich ein Mensch befindet? Noch immer schläft er nie länger als zwei Stunden am Stück, «eine Angewohnheit von der Gasse, eine Hirnhälfte ist immer wach, das bringe ich auch in einer Wohnung nicht weg». Materielles anzuhäufen ist nicht seines, «das Nötigste habe ich», sagt er und sieht sich um. Geschirr und Möbel kommen aus dem Brockenhaus, das Bett spendete die Winterhilfe. «Man könnte noch viel haben, aber brauche ich das überhaupt?», sinniert er. Seine Wohnung gebe ihm eine Sicherheit, die er als Obdachloser nicht hatte, bejaht Roger Meier. «Doch wenn man so lange auf der Gasse gelebt hat, entsteht dadurch auch ein Zwang. Ohne die Sozialhilfe könnte ich mir die Wohnung nicht leisten, ich habe keine Ersparnisse. Wenn ich mir vorstelle, dass ich wieder obdachlos werde, wird mir angst und bange.» Er kenne zwar das Leben auf der Strasse, doch er werde älter und sein Körper schwächer.

Meistens aber überwiegt die Freude an seiner neuen Wohnsituation, hat er doch durch seinen Schiffcontainer wieder mehr Kontakt zu seinen drei Kindern, die seine Wohnung gerne als Treffpunkt nutzen. Und: Wegen seinem neuen Daheim hat er sich getraut, sich auf eine neue Beziehung einzulassen. «So haben meine Freundin und ich einen Rückzugsort, eben, ich bin nicht mehr der fremde Fötzel», sagt Roger Meier.

Das Zusammenleben wie einen Garten gestalten

Mitten im Wald liegt die Klingenmühle. Manuel Ecknauer ist dort zuständig für den grossen Garten der Gemeinschaft – und findet immer mehr zu sich selbst.

Die Klingenmühle ist ein besonderes Zuhause. Ausserhalb der Thurgauer Gemeinde Märstetten, vom Wald beschützt und durch die Lage auf einer Lichtung in der Talsenke noch zusätzlich versteckt, stehen eine ehemalige Mühle und eine ehemalige Sägerei. Sie gehörten zum nahen Schloss Altenklingen und wurden 1661 erbaut, bis 1927 waren sie in Betrieb, danach zogen Bauernbetriebe auf das Gelände. Hier funktioniert, was wohl nur an wenigen anderen Orten möglich ist: zusammen wohnen und zusammen arbeiten wie in einem in sich geschlossenen Kreis. Drei Frauen und drei Männer, alle zwischen dreissig und vierzig Jahre alt, leben seit 2015 in der Klingenmühle. Alle haben einen Aufgabenbereich, den sie in Eigenverantwortung verwalten und weiterentwickeln; sie unterhalten die Gebäude, organisieren Seminare zu Permakultur, Yoga und Erlebnispädagogik, bewirtschaften den Garten und bezahlen sich dafür in Kost und Logis. Wer mehr Ausgaben hat, in die Ferien möchte oder sonstige Anschaffungen benötigt, arbeitet zusätzlich ausserhalb der Klingenmühle. Ein wenig erinnert das Modell an Kommunen aus der Hippie-Zeit. Doch daran wollen die Bewohnerinnen und Bewohner nicht anknüpfen, auch Religion spielt keine Rolle. Zentral ist ein starker gemeinsamer Nenner, wie Manuel Ecknauer sagt. «Dass alle dieselbe Vision teilen, ist das Wichtigste.» Zu dieser Vision, zu diesem Weltbild, gehört nicht nur das naturnahe Leben, sondern auch der Wille zur Auseinandersetzung mit sich selbst und den anderen. Die Bewohner wollen «einen sinnvollen und achtsamen Lebensraum gestalten, durch den alle ihr volles Potenzial entfalten können».

> **«Dass alle dieselbe Vision teilen, ist das Wichtigste.»**
>
> MANUEL ECKNAUER

Dabei helfen monatliche Gruppengespräche, die bis zu fünf Stunden dauern können. «Das Gemeinschaftsleben ist auch herausfordernd», sagt Manuel Ecknauer. In seinen zwei Jahren in der Klingenmühle hat er gelernt, Konflikte anzusprechen, statt ihnen aus dem Weg zu gehen. Der 33-Jährige schätzt an dieser Lebensform besonders, dass er mitgestalten kann: Nicht nur den Gemüsegarten, sondern alle Strukturen des Gemeinschaftslebens. «Wir alle lernen immer wieder aufs Neue, wie man zusammen leben und arbeiten kann.»

Der grosse Gemüsegarten ist Ecknauers Lieblingsort in seinem Zuhause. Und so wie er im Frühling Samen sät, sie wässert

Viel Weite, Ruhe und Nähe zur Natur, wenig persönlicher Besitz: In der Klingenmühle lebt Manuel Ecknauer mit drei Frauen und zwei Männern wie in einem in sich geschlossenen Kreis.

und von Unkraut befreit, um dann im Sommer das Gemüse zu ernten, so wie er mit dem Boden arbeitet, so arbeitet es auch in ihm selber. Der gelernte Landschaftsgärtner will sich weiterentwickeln, Muster und Verhaftungen auflösen. «Ich fühle mich oft getrennt von allem, suche nach Verbindung», sagt er. Dieses Gefühl beschäftige ihn schon lange. Vielleicht sind es die klaren Strukturen, der Rhythmus von Aussaat, Blüte und Ernte – jedenfalls kommt er hier zur Ruhe.

Wer in der Klingenmühle lebt, hat viel: Weite, Ruhe, Nähe zur Natur. Gleichzeitig besitzt Manuel Ecknauer wenig für sich allein. Zehn Kisten hat er aus seinem letzten Zuhause mitgenommen, er wohnte in einem alten Bauernhaus. Bis auf Kleider und Erinnerungsstücke hat er alles weggegeben. Alle Bewohnerinnen und Bewohner der Klingenmühle haben ihren eigenen Rückzugsort, bei Manuel Ecknauer ist dies ein karger Raum mit Kachelofen, der Plüsch-Löwe auf dem Bett ist die einzige Verbindung zu seinem früheren Leben. Bücher, ein paar Steine und Federn geben etwas Persönliches. Im Gemeinschaftsraum mit Küche wird alles geteilt, Essen, Geschirr, Kochutensilien, die persönlichen Kisten mit Lieblings-Nahrungsmitteln mal ausgenommen.

Wie der Garten dem Wandel der Jahreszeiten unterliegt, so kann auch Manuel Ecknauer nicht sagen, er werde immer so leben wie jetzt. Doch dass er alleine in eine Stadtwohnung zieht, ist für ihn zurzeit unvorstellbar. Während andere, ähnliche Gemeinschaften vom Auswandern nach Spanien und Portugal träumten, wo es einfacher sei, selbstversorgend zu leben und Baubewilligungen zu bekommen, hat Ecknauer noch eine andere Idee im Hinterkopf. «Mit mehreren Generationen unter einem Dach zu wohnen, stelle ich mir sehr schön vor.»

Ein Experiment für die Zukunft

Komplett energieautark leben René Reist und seine Familie auf 33 Quadratmetern. Ihr Projekt soll zur nachhaltigen Nutzung von Ressourcen anregen.

In dem typischen Wohnquartier im zürcherischen Au – Blöcke neben Einfamilienhäusern und alten Riegelhäusern, dazwischen eine Kirche – ist die «Tilla» ist ein baulicher Farbtupfer. Sie ist das Zuhause von René Reist und Amelie Böing. Zusammen mit ihrem eineinhalbjährigen Sohn Nuori, der frischgeborenen Tochter Karou und Wolfshund Elu wohnen sie seit Anfang Oktober 2018 in einer 33 Quadratmeter kleinen Tiny Villa, kurz Tilla.

Die Tilla ist mehr als ein Wohnraum – sie ist ein Ausrufezeichen: Schaut her, die Klimaziele von 2050 können wir schon heute umsetzen, ohne auf Lebensqualität zu verzichten. Das ist für Reist und Böing die Motivation zu ihrem Projekt. Dafür haben sie 150 000 Franken aus der eigenen Tasche in ihr mobiles Kleinhaus investiert. Und sich zwei Jahre Zeit gegeben, das Projekt in Zusammenarbeit mit Forschungspartnern umzusetzen und zu evaluieren. «Wir möchten herausfinden, ob wir mit den Ressourcen auskommen, die wir direkt vor Ort erzeugen, konsumieren und wiederaufbereiten», sagt Reist. Deshalb arbeiten sie in den Bereichen Abwasser, Urinaufbereitung und Networking mit Forschungspartnern wie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften zusammen und wollen bis 2020 ihre

Erfahrungen evaluieren. Dafür produziert eine Solaranlage auf dem Dach den Strom für Licht, Kochherd, Kühlschrank, Heizung und Internet, Überschüsse werden gespeichert. Sogar an dunkeln Wintertagen habe der Solarstrom gereicht und für genug Wärme gesorgt, wenn zusätzlich mit Holz eingefeuert worden sei.

Die Tilla ist auch ein Fragezeichen: Machst du mit? René Reist und Amelie Böing suchen den Kontakt, nicht nur zu Passantinnen und Schulkindern, die gerne am Gartenzaun stehen bleiben und das Mini-Haus bestaunen. An Besuchstagen präsentieren sie ihre Visionen und wollen damit Austausch und Diskussion anregen. Der offene Umgang mit dem eigenen, privaten Raum und Besitz ist vielen wohl ungewohnt, für René Reist und Amelie Böing aber ein logischer Schritt auf dem Weg zu ihrem Ziel. «Wir wollen weg vom individuellen Besitz», sagt der 33-Jährige, es gehe ihnen darum, die gemeinschaftliche Nutzung von Ressourcen anzuregen. Deswegen haben sie sich bewusst für diese reduzierte Wohnform entschieden – die kleine Wohnfläche bietet gerade dem Nötigsten Platz: Bett, Tisch, Sitzecke, Küche und Bad. Und dennoch wirkt ihr Zuhause gemütlich, nicht eng. «Ich erschaffe mir meinen physischen Platz selbst, unabhängig vom Ort», sagt Reist. Für den Fall, dass ihnen doch einmal die Decke auf den Kopf fällt, haben sie ihr Zimmer in der nahen Gross-WG als Ausweichmöglichkeit behalten.

«Wir wollen weg vom individuellen Besitz.»

RENÉ REIST

Die Tilla ist auch ein Wegweiser: In diese Richtung könnte es gehen. Das Projekt soll sich vervielfachen, sodass ein ganzes Dorf aus Tillas entstehen kann. Das Kleinsthaus ist mobil und steht zurzeit als Zwischennutzung auf 300 Quadratmetern Bauland. Mit der Mobilität ihres Zuhauses wollen sich René Reist und Amelie Böing auch für die ökologisch, ökonomisch und sozial nachhaltige Nutzung von Land-Ressourcen einsetzen. Gerade in Städten mit knappem Wohnraum könne Brachland für einen gewissen Zeitraum mit mobilen Häusern besiedelt werden. Noch ist diese mobile Clustersiedlung ein Zukunftsmodell, doch eine Arbeitsgruppe aus an neuen Wohnformen interessierten Privatpersonen um die junge Familie arbeitet bereits an der Umsetzung. «Wir wollen ein Versuchslabor bieten für das gemeinschaftliche Leben», erklärt Reist die Vision der Arbeitsgruppe. So sollen im Tilla-Dorf der Zukunft einst auch neue Formen der Alters- und Gesundheitsversorgung möglich sein.

2020 ist die Tilla dann auch ein Punkt: Für René Reist und Amelie Böing ist das Projekt in Au dann erst einmal abgeschlossen. Gleichzeitig soll mit dem Abschluss dieser Pilotphase das Projekt Cluster-Villa starten. Erste Schritte dazu werden im Herbst 2019 in die Wege geleitet.

Leben und forschen auf 33 Quadratmetern: Die Tilla von René Reist und Amelie Böing ist auch ein Versuchslabor für eine Zukunft, in der Wohnraum ein knappes Gut ist.